

(Nachdruck verboten.)

12]

Kinder der Gasse.

Roman von Charlotte Knoedel.

8.

In Frau Kamps Stube sah die Marie und heulte. Auf dem Tisch brannte die Petroleumlampe, das Mischen und der August lasen Linsen aus.

Kamp hockte neben dem Herd und rauchte eine Pfeife.

Seine Frau strickte, ihre Nadeln klirrten, und ein dickes rotes Wollknäuel sprang auf dem Boden umher.

Die Marie seufzte. „Ja, ja, wenn ich vorher gewußt hätt, wie das all kommt! Ich wär besser bei meiner Bügelei geblieben! Aber es is all eso, mer meint, wenn mer en Mann hätt, dann hätt mer's Glück . . .“

Sie seufzte wieder.

„Was habt Er denn heut gehabt?“ fragte Frau Kamp.

„An allem is ja natürlich nure die Luis schuld, die, die — —!“ Die Marie ballte die Faust. Falten schoben sich auf ihrer Stirn zusammen.

„Sie hat wohl gewußt, daß ich Wasch hab, e Wasch wie noch nie in meinem Lebe, aber ruhig is se in de Schul gange, als ob nix wär, und wie's heimkomme is, hat se erscht ihr Aufgabe gemacht und wie se um halb sechs in die Waschküche komme is, da hat se ein Stück nach em andere genomme und noch emal rausgewasche, statt es Esse zu besorge, und der Müting natürlich, wie er gekomme is und nix gekocht war — —!“

„Da hat er den Hut genommen und is ins Wirtshaus!“ warf Kamp aus seinem Winkel trocken in der Marie Rede.

Die schluchzte auf.

Kamp räusperte sich und fuhr fort: „Das tät ich auch, wenn mir mein Gretche kein Nachtesse gemacht hätt!“

„Aber ich kann doch nix dafür,“ heulte die Marie.

„Mer kann schon emal die Zeit verpasse,“ entschuldigte Frau Kamp.

„Wenn Du se mer nure nit verpakt!“ sagte der Mann.

„Aber es Luis is schuld, an allem schuld!“ fing die Marie wieder an. „Der is es en Freund, wenn ihr Vater sich über mich ärgert! Dann steht se derbei mit nem Gesicht, als ob se's nix anging und zieht die Achse hoch und sagt: mein Schuld is nit! Ja das, das! —“ Der Marie Augen blitzten. Ihr Mund wurde breit.

Wenn ich dem Mädels was antun könnt, dachte sie.

„Ich bin nure froh, daß das im e Jahr aus em Haus kommt!“ sagte sie nach einem Weilschen.

„Aber morg, ach Gott, morg is Samstag und ich sollt puhe, und ich bin so müd von dem Wasche! Wenn ich wüßt, daß das Luis aus der Schul bleibe tät, wenn ich's em sage würd?“

„Es hat wohl Angst, weil der Gendarm da war?“

„Ach Gott, einen Tag! Es is mer halt gar nit gut, und morg soll ich dann puhe!“

„Machens e bissel einfacher!“

„Ja, wenn er nit wär, der Müting! In alle Ecke guckt er. Dazu stachelt en ja auch nur das Luder, das Luis auf, aber daheim bleibe, was tun — —!“

„Fragen's doch . . .!“

„Dann tät's zum Trost in die Schul gehn!“

Der August war inzwischen mit Linsenauslesen fertig geworden, er trat vom Tisch weg und stellte sich vor die Marie hin.

„Ihr . . . Ihr — —“ sagte er, das Blut stieg ihm in den Kopf. „Ihr machen das Luis schlecht! Jeden Samstag hat se von Wittag an gepußt!“

„Da guck ener den August an!“ Die Marie versuchte zu lachen. Sie stand auf.

„Kampen,“ sagte sie, „ich schick Euch das Mädels emal erauf, sagen Ihr em, es sollt morgen aus der Schul bleibe, und mir helfe, weil doch übermorg Kertwe is!“

Der Mann am Herd brummte was in seinen Bart.

„Schiden's, aber gleich,“ sagte die Frau.

Im nächsten Augenblick war die Marie zur Tür hinaus.

„Das faul Luder!“ schimpfte Kamp.

„Ja, wenn mer gewußt hätt, daß die eso wird!“ Frau Kamp nickte ein paarmal langsam mit dem Kopf.

„Und das arm Luis!“ August fragte sich hinterm Ohr, als verschulde er des Mädchens Unglück.

Es klopfte. Auf Kamps Ruf trat nicht die Luis, sondern der Edel herein. Er war sahl im Gesicht. Seine Augen blickten verstört.

„Na, was is denn mit Euch?“ Frau Kamp fuhr vom Stuhl auf, und auch ihr Mann kam aus seinem Winkel hervor.

„Na, Ihr sehen schön aus!“ Er zeigte auf einen Verband, den der Edel um den Kopf trug.

„Ach das!“ Der Verletzte lachte, „das hab ich gestern Nacht gekriegt! Heute morg hat mer's der Doktor verbunde, das — —, aber das is auch ihr Schuld!“

Ein flackerndes Feuer züngelte in des Mannes Augen auf. Eisigkalt froh es Kamp über den Rücken. „Waren Ihr — —?“ Er wandte sich nach den Kindern um, die standen mit glänzenden Augen am Tisch.

„Ihr gehn ins Bett!“ sagte er.

„Und es Luis?“

„Ins Bett!“ befahl der Mann.

Da gehorchten die beiden. Als sie zur Tür hinaus waren, trat er näher auf den Edel zu. „Ihr waren bei er, bei Eurer Frau?“

„Ja!“

Frau Kamp legte die Hand aufs Herz.

„Und?“

„Ja, es geht er gut!“ Der Mann lachte grell auf. „Arg gut! Feines Esse, feine Kleider, nix zu tun und jede Tag en . . .“ Unwillkürlich hatten sich des Mannes schlaffhängende Hände geballt, „und jeden Tag en — andere . . .!“ wiederholte er.

Und dann ließ er sich auf den Stuhl fallen, den ihm Frau Kamp fürsorglich hingerrückt hatte.

Seine Zähne knirschten und einen Augenblick rang er nach Luft.

Unterdies war leise die Luis in die Stube gekommen, sie lehnte an der Tür und rührte sich nicht. Sie wollte was sprechen, die Angst aber schnürte ihr die Kehle zu.

„Also en Mädels fürs Geld!“ schauernd sagte es Frau Kamp und faltete die Hände. Eine Träne stieg in ihren Augen auf. „Ja, was soll mer da sagen!“ fügte sie hinzu, „es is halt ihr Natur eso, da kann mer nix mache.“ Sie trat von einem Fuß auf den anderen und wackelte so vor dem Edel hin und her.

„Da kann mer nix mache, als sich tröste!“ sagte sie. „Ihr hättet Euch gleich scheide lasse solle!“

Der Mann aber redete sich auf. „Sich tröste, hahaha!“ Seine Augen sprühten Funken! „Nee, aber wenn ich ihr was antun könnt, was antun könnt!“ Und mit klatschendem Laut schlug er die Hände vors Gesicht und schluchzte. Sein starker Körper bebte.

In Frau Kamps Seele war alles weich, sie hätte dem Manne vor ihr gern die Hand auf die Schulter gelegt, um ihn zu trösten wie ein Kind; aber statt auf ihn zuzugehen, wich sie vor ihm zurück.

Kamp hatte einen Zug aus seiner Pfeife getan, einen langen, bedächtigen Zug.

„Wie is es denn gekomme, daß Ihr se besucht habt?“ fragte er.

„Ich war in Mannheim, weil . . .“ der Mann schluchzte, „weil gestern abend in der Wirtschaft . . . da war einer, einer . . .“ Er sprang auf. „Der . . . der mer das Doch da reinschlage hat; aber ich hab ihm auch gegeben! Und wenn ich mein Messer gehabt hätt . . .!“ Er biß die Zähne zusammen und machte eine unzweideutige Bewegung.

Frau Kamp wich noch ein paar Schritte zurück, ihre Augen blickten immer ängstlicher.

„Wenn ich en Messer gehabt hätt . . .!“ In dem Augenblick schrie die Luis an der Tür laut auf.

Alle drei wandten sich nach ihr um.

„Ach du lieber Gott, das Kind!“ rief die Frau.

„Geh und schwäg drauße mit em,“ sagte der Mann. Und die beiden gingen.

„Gut is, daß er kein Messer gehabt hat,“ sagte Kamp zum Edel, „sonst wärt Ihr jetzt im Kittche!“

„Das wär mer recht, wenn ich dem nur — —!“

„Was hat er Euch denn getan?“
 „Also.“ — Der Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Getan . . . ? Passen auf! Ich komm in de Wirtschaft, da sitzen an einem Tisch so e paar beisammen, die lachen und schreien und wie se mich sehen, ruft der eine: „Edel, wollen er wisse, wie's Eurer Frau geht?“

„Is mir egal,“ sag ich und setz mich an en andere Tisch. Drübe aber lachen se! „Das is eine!“ hör ich, und dann lachen se wieder. Ich trink mein Bier. Auf einmal ruft's: „Prost Edel! Waren er schon in Mannheim im — im —! Da finden er Euer Frau —.“ Da bin ich aufgeprunge und hab den Kerl an der Wehl gepackt und hab en gewürgt, aber se haben mich von em gerisse, und er hat en Stuhl genommen — —!“

Draußen im dunklen Flur stand Frau Kamp mit der Luis.

„Also Du willst nit?“

„Nein! Ich hab's em Vater versproche.“

„Aber weil's ihr doch nit gut is!“

„Dann läßt se mer die Arbeit so schon liege! Ich geh in die Schul!“

„Sie meint aber dann, Du täst es nure um sie zu ärgern!“

„Soll se's meine!“ Die Luis zuckte die Achseln.

„Wenn Du so bist, kriegen ihr nie Friede ins Haus!“

„In einem Jahr geh ich fort!“

„Und eso lang?“

„Ich kann nix ändere!“

„Na, denn gut Nacht!“ Frau Kamp ging in ihre Wohnung zurück.

Die Luis trat auf den Hof. Sie schaute zum Himmel hinauf, der war klar, aber unendlich fern blinkten die Sterne.

Die Luis biß die Lippen zusammen. Wenn ich nur emal weine könnt, dachte sie, oder wenn ich tobe könnt, wie der Edel da drobe! Gleich aber schämte sie sich dieser Gedanken. Gottlob, daß ich's nit nötig hab, daß ich alles so still mit mir rumschleppen kann.

Da kam der Peter über den Hof.

„Uebermorge is Kertwe, Luis! Da fahr ich Karussell und schieße tu ich auch! Und en Pfauseder kauf ich mer, da kizel ich alle Mädal mit, die Arme und die Reiche, aber de Reiche am meiste!“

„Ich geh nit hin!“ sagte die Luis

„Kriegst kein Geld?“

„Ich mach mer nix draus!“

Der Peter lachte. „Bist en dumm Ding!“ sagte er.

„Schwäs nit so laut, Dein Vater sitzt bei 's Kampel!“ mahnte das Mädchen. Da schlich der Knabe wortlos davon. Anderen Tages war der Edel zum Rathhaus gegangen und hatte sich einen Armenschein geholt, den hatte er aufs Landgericht gebracht und dort zu Protokoll gegeben, daß er von seiner Frau geschieden werden wolle, dazu sollte das Gericht ihm das Armenrecht geben und einen Rechtsanwalt stellen.

Er hatte es natürlich den Kindern erzählt, und die sprachen davon mit wichtigen Mienen.

9.

Früh am Morgen war Mütting aufgestanden und hinausgegangen in den Wald. Dem hatte der Frühling den ersten schenen Kuß aufs winterkahle Antlitz gedrückt, und ein grüner Hauch umwob Zweig und Zweiglein. Wie mit grünen Schleieren umspann't die Formen der Kronen. Zwischen dem feinen Geäst der Bäume aber hing der klarblaue Himmel, und das junge Gras beugte sich unter der funkelnden Last des Taues.

Auch in Müttings Seele war Frühling.

Jetzt kommt ja die Luis aus der Schul! dachte er, und alle Sorgen schienen ihm mit einem Schlag beendet.

Denn wenn die Luis aus der Schule war, mußte sie den Haushalt führen, dann würde wieder alles sauber sein, wie damals, als ihre Mutter noch lebte, er würde was Ordentliches gekocht bekommen. Und wenn ich en anständigen Haushalt hab, dann geh ich auch nit mehr trinke! Nein! das hört denn auf! sagte er sich.

Es war ihm gar wohl im frühlingduftenden Wald, und leicht war ihm ums Herz, wie seit langem nicht mehr.

„Heute wird mein Luis konfirmiert! Sie is en brav und en fleißig Mädchen! — Und gestern abend? — — die Nührung übertam ihm. Das hätt se nit nötig gehabt! —

Und er stellte sich das Mädchen vor, wie sie vor ihm gestanden hatte, als sie allein miteinander in der Stube waren,

sie hatte so ganz anders ausgesehen wie sonst. Mit den Augen ihrer Mutter hatte sie zu ihm aufgeschaut. „Wenn ich als nit gefolgt hab, Vater, und als emal frech oder sonst nit ordentlich war — —“ und sie hatte ihm die Hand hingestreckt: „Bergib mer's, Vater, damit — — —“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

In der Südbretagne.

Wir stehen auf der Mole von Saint-Nazaire — rechts, unendlich weit, nicht direkt sichtbar, aber mit dieser merkwürdigen Fühlbarkeit, die Weite hat, — der atlantische Ozean, — links, wie eine versandete Bucht, flach und glitschig, die Mündung der Loire. Das Wasser steigt, draußen das Meer wächst in seine Flut, der Fluß steigt mit, und der Sand wird von den Wellen überrollt. Da drüben liegen bekannte Orte, wie Paimboeuf, St. Brévin de l'Océan, und weiter nach Süden, an der Spitze der Halbinsel Préfaille. Am Ufer niedriger Tannenwald, dicke runde Kieselsteine lagern an dem Abhang, den das Meer besetzt, und wie nun die Sonne prall darauf scheint, glänzen sie weiß wie Totenschädel. Nein, es reizt nicht, über die flache Loire zu fahren, wir wenden uns nach rechts. Noch ein Besuch einem Amerikadampfer, der zur Ausfahrt aufgepußt wird. Der Besuch ist ohne Führer gestattet. Erste Kajüte, zweite Kajüte. Reichthum, Behaglichkeit. Hier geraten wir einem Schiffsleutnant ins Bureau, der über seiner Schreiberei eingenickt ist. Er wacht auf und ist sehr höflich. Wir hatten uns auf einen preußischen Anschauzer zum mindesten gefast gemacht. Wir steigen hinauf zur Buffole und auf die Brücke des Kapitäns. Hier haben wir den ersten weiten Meerblick. Ueber die Hafensbrücken, die Leuchttürme, Fort de Lèbe hinweg. Da draußen die Dampfer und Segler und der Perlmutterglanz des Ozeans. Der weißblaue Himmel und die Sonne. Wir schließen einen Augenblick lang die Lider — und nun schaukeln wir auf hoher See. Nun fahren wir über das weite Meer. Nun träumen wir ins Ferne hinaus, ins Freie und Unendliche. Die Welt hat keine Enge mehr, keinen Druck und keine Schwäche: mit seiner Größe und Kraft pflügt der Dampfer durch die Wellen. Und das Meer ist ohnmächtig. . . .

Ein schmutziger Matrose weckt uns aus unseren Träumen. Er kam mit Eimer und Pinsel hier heraufgestiegen, alles frisch weiß anzustreichen. „Es ist nicht erlaubt, auf die Kommandobrücke zu steigen.“ Wir entschuldigen uns. Dann kriechen wir durch niedrige Gänge und gelangen an die Kajüten. Wir haben Muße, alle Einrichtungen genau zu besichtigen. Wir dringen weiter vor. Wir stehen im Auswandererraum. Ein scharfer beißender Geruch erfüllt ihn. Auch hier wird die Reinigung vorgenommen. Wir fragen den Matrosen, warum er nicht besser lüfte. Er hat alle Lufen auf. Wieso der scheußliche Geruch dennoch bleibe, ob nicht genug Luft sei. Genug, genug wohl nicht, wenn der Raum besetzt sei. Der Geruch sei nicht herauszubringen. Der rühte von Spaniern, Griechen, Italienern her. Tabak, die Ausdünstungen, das Gepäd, und was da alles drin sei, Männer, Frauen und Kinder, halt alles beisammen. Wir halten es nicht lange hier aus, man kann nicht atmen. Aber erst wenn der Raum besetzt ist, wie muß das sein! Wir fragen den Matrosen, ob die Luft während der Fahrt nicht mildere? O, mein Herr, sagt er, die Leute schließen die Fenster mehr, als sie sie öffnen. Nun stellen Sie sich's vor. —

An einer weiten halbkreisförmigen Bucht, nördlich von St. Nazaire, liegen die fashionablen Badeorte Pornichet, la Baule, le Pouliquen. Hier trifft man Paris. Bornehme Villen, feine Hotels, herrschaftliche Wagen, reiche Toiletten, Kasino, Pariser Konditoreien und Cafés. Hier hatte der vertrackte Juderkönig Exonier seine Villa, prachtvoll gelegen, von hier aus hat er die letzten verzweifeltsten Spekulationen unternommen, ehe er nach Paris fuhr und sich das Leben nahm. Das Meer ist blau. Das Land hat das dunkle Grün des Nadelwaldes. Die Küste zeigt zur Ebbezeit das weißgelbe Sand des Sandes. Dieses Sand zieht sich die ganze Bucht herum und dehnt sich weit hinaus ins Meer. Und wie die Formen und Linien einer Stiderei, einer sehr bunten Stiderei, wirken die Gestalten, die sich am Strande tummeln, im Sande liegen, graben, fischen, sich dehnen, spielen, lesen. Die meisten, am unteren Rande, zu dem das Wasser leckt, im Badekostüm, Männlein und Weiblein, weil den französischen Seebädern ganz und gar die Prüderie und gezierte Züchtigkeit der deutschen fehlt. Am oberen Rande des Sandtreifens — der Plage — stehen die Zelte und Badelabinen, zum Teil bunt gestrichen, mit Fahnen geschmückt, hell, farbig, lustig. Die Eisenbahn, die die Halbinsel durchquert, fährt hier dicht am Strande, eine elektrische Bahn verbindet die drei Badeorte. Man verträumt hier einen Sommertag. Es ist, als habe das Leben nur Glück. Es löst sich alles in Feiertext, es wird alles Licht. Blau, weiß, grün, Meer, Strand und Wald. Und hinten erhebt sich das Land in einem langgezogenen Hügelrücken. Da thront Guerande, die alte feste. Ein noch vollständig von Graben und Wall und granitene Ringmauer aus dem 15. Jahrhundert eingeschlossenes Städtchen, eine kleine Welt für sich. Almonatlich kommen hier die Bauern aus der ganzen Umgegend zu Markt. Schweine, Kälber, Pferde, Schafe werden angetrieben, irdenes Geschirr wird feilgeboten, und alles

findet sich ein, was dem Jahrmarkt sein Gepräge gibt. Sogar der „wahre Jakob“ — ein Handelsmann — fehlt nicht, der die Bauern ansammelt und seine Ware herzuweisen behauptet. Das Städtchen hebt sich vor lauter Leben. Ist der Markt vorüber, sinkt es wieder in seinen Schlummer und träumt den Traum seiner Vergangenheit. Dann bellen einen die Hunde an, dann erschreckt man förmlich, wenn die Glode auf dem Turme schlägt. Der Marktplatz ist leer, in der alten Kirche — sie ist aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert und hat durch vieles Restaurieren ein Konglomerat von Stilen erhalten, — ist alles vereinsamt, in dem alten Kahn, der auf dem grünen Wasser des Wallgrabens schaukelt, sitzt ein graubärtiger Mann und angelt, im Schatten der Linden des Walles spielen die Rangen, und ihre Holzschuhe klappern.

Das Klima ist sehr milde. Der Golfstrom gleitet hier vorbei. Palmen können auch im Winter im Freien bleiben. Die Feige gedeiht hier und trägt reiche Frucht, die eine wesentliche Einnahme abgibt. Der Maulbeerbaum hängt voll von dunklen Beeren. Schöne große Beeren. Die Brombeeren sind wie Pflaumen so dick.

Die Bevölkerung vergißt nicht zu erklären, daß sie nicht von den Bretonern, sondern von den alten Sachsen oder Scandinaviern abstamme. Man erkennt das gleich an der Form der Kirchtürme. Sie sind so, daß man meinen könnte, an der englischen Küste zu sein. So wird auch hier kein Bretonisch gesprochen, sondern ein niedlich gefärbtes, nicht unvornehm klingendes Französisch.

In la Baule, Pornichet und Boulogne ist es uns erstens zu teuer, zweitens zu anspruchsvoll, drittens zu pariserisch, viertens aber ist uns das Meer zu sanft. Die Bucht nimmt ihm die Gewalt. Kein richtiger Wellenschlag. Ein trübes Wasser. Die Küste wird zwar leicht felsig, wo der Bogen der Bucht aufhört, und zur Sturmzeit mag hier das Meer schon eine tüchtige Gewalt haben, aber es hält uns hier nicht. Wir wandern zunächst landeinwärts weiter. Wir kommen durch die Marais salants, die Salzfelder. Hier wird dem Meerwasser das Salz abgeschöpft. Es gehört eine Temperatur von 24 Grad dazu. Mit der Flut strömt das Meerwasser von Le Croisic aus über die Felser hin. Sie sind so abgeteilt und immer ein wenig höher angelegt, daß jedes folgende von einer dünneren Schicht Wasser bedeckt ist. Das Wasser verdunstet und vorsichtig wird die obere Salzsicht abgeschöpft. Sie heißt la fleur, die Blume, der Rest wird mit besonders zugeschnittenen Brettern an langen Stangen ans Land hereingezogen. Zwischen den Feldern sind kleine Rondelle, auf die das gewonnene Salz aufgeschüttet wird. Gefischt wird es zur Mittagzeit. Von den einzelnen Rondellen auf die großen Haufen wird es in der Nacht getragen, weil das Salz, das noch sehr viel Wasser enthält, ungeheuer schwer ist und die Arbeit in der Sonnenhitze unmöglich wäre. Es sind meist Frauen, die das Salz zusammentragen. Sie haben große steinerne Schüsseln, die sie auf dem Kopfe tragen. Auch in der Dunkelheit gehen sie ganz sicher die schmalen Pfädchen hin, die zwischen den Salzfeldern von Rondell zu Rondell und schließlich zum Haupthaufen ziehen. Hier bleibt das Salz eine Zeitlang liegen, bis es zur Reinigung abgeholt wird. La fleur bedarf keiner weiteren Reinigung. Dieses Salz ist blütenweiß. Es gehört den Salzfishern. Die Leute übernehmen für das ganze Jahr eine kleinere oder größere Felserabteilung, und wenn sie einen guten Sommer haben, haben sie einen schönen Jahresverdienst. Mitten in den Salzfeldern liegt das alte Salzfisherdorf Cailé. Hier sieht man noch die alte saubere Salzfishertracht, zur Arbeit weißes Gewand, großen Hut oder Zippelmütze, zum Festtage bunt gekleidet, besonders die Frauen, die einen hohen Panzer tragen, der ihnen die Brust einbrückt. Jährlich einmal feiern sie das Fest der Salzfisher, wobei sie alle alten Trachten aus den Schränken holen. Sie haben einen schönen Berufsstolz, der sich in ihren Liedern ausdrückt. Die Leitung der Feste hat die Geistlichkeit in der Hand, die sich dabei — die theatralische Veranlagung gibt einen wesentlichen Ausschlag — ihre besonderen Schüler auslucht, die sie zu Pfäfflein ausbilden will. Der französische Geistliche muß theatralisch veranlagt sein, sonst taugt er nichts. Der deutsche ja auch, aber nicht in dem Maße. — Unser Reisefiel war Bourg de Vay, von dem uns seines wilden Meeres wegen war abgeraten worden.

Auf einer Anhöhe liegt das Dorf. Es ist, im Gegensatz zu den anderen Orten der Küste, ganz auf Fels gebaut. Zur Zeit der Römer war es eine Insel. In späteren Jahrhunderten hat das Meer so viel Schlamm hier angeschwemmt, daß die Verbindung mit dem festen Lande hergestellt wurde. Der Prozeß ist noch nicht beendet. Eines Tages werden die Salzfelder verchlammmt sein, der Hafen von Le Croisic wird mit Schlamm angefüllt werden. Man kann diese ständige Arbeit des Meeres deutlich sehen, wenn die Ebbe eintritt. Was auf der anderen Seite der Küste der seine Sand der Plagen ist, ist hier richtiger Schlamm. Darin wadelt Alt und Jung herum, Krabben zu fangen. Inselfenbänke sind hier angelegt. Muscheln jeder Art, die meisten ehbar, werden hier gefischt. Aber nach dem offenen Meer zu — und hier hat man richtig das offene Meer. — ist die Küste felsig. Zerklüftet, steil, zerrissen, phantastisch. Das Meer schäumt in die Ritze hinein und gurgelt unter den Felsen hin. Hochauf spricht sein Schaum. Es zischt und brodeln. Es schlägt über die Mole, es wirft sich mit Gewalt über die Küste und schlägt an die äußersten Häuser. Es ist gewaltig. Es ist herrlich und wild. Leuchttürme bewachen es. Aber was hilft! Nicht an der Küste ragen die Brads empor, wenn das Wasser zurücktritt. Die Flotte der Sardiniensischer fährt hinaus. Die Dampfer kreuzen draußen. Die Nacht ist von dem dunklen

Ton des Meeres erfüllt. Der Tag hat tausend Abwechslungen. Die Menschen, die ihren Luxus und das gesellschaftliche Leben mehr lieben, als die Natur, und die sich vor ihrer Bewegtheit und Größe fürchten, bleiben nicht hier. Wir bleiben. — (Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

hl. Mond und Aberglaube. Seit den frühesten Zeiten hat sich der Aberglaube der Menschen häufig an die geheimnisvollen Einwirkungen des Mondes geheselt, die in der mannigfachen Weise unsere Erde und unser ganzes Leben beeinflussen sollten. Ein instinktives Ahnen gewisser Zusammenhänge, die später die Wissenschaft als wahr erweisen sollte, und die phantastische Spekulation von Propheten, die auf alle Weise das so verlockende Dunkel der Zukunft zu enthüllen suchten, sind hier miteinander vermischt. Die Einwirkung des Mondes auf Ebbe und Flut verführte dazu, weitgehende Einflüsse der einzelnen Mondphasen auf die Bitterung anzunehmen, und noch vor kurzer Zeit hatte der verstorbene Wetterprophet Falb seine vielbesprochene Theorie der kritischen Tage auf dieser Annahme aufgebaut. Schon die alten Griechen glaubten, daß „Regen und schönes Wetter vom Monde abhängen“, und der erste der „Sieben Weisen“, Thales von Milet, hat so gut wie Falb nach diesen Kriterien das Wetter vorausgesagt. In den „Georgiken“ des Virgil ebenso wie in vielen Sprüchen und Kalendern des Mittelalters finden wir diese Annahme. Man unternahm keine Reise, ohne vorher den Mond um Rat gefragt zu haben und war höchst ärgerlich über das „trügerische Gestirn“, wenn man doch wider Erwarten durch seine Beobachtungen getäuscht wurde. Auch heute noch herrscht vor allem bei seefahrenden Völkern vielfach die Annahme, daß besonders beim Mondwechsel das Meer außerordentlich stürmisch sei. Ein gewisser leiser Einfluß der Mondzeit auf den Barometerstand ist ja auch wirklich in den Tropen und in Mitteleuropa nachgewiesen, aber die Einflüsse auf das Erdinnere, auf das Entstehen von Erdbeben und anderen Naturphänomenen gehören doch noch völlig in das Reich der Annahme und Vermutung. In den Zeiten der Astrologie, da die Augen der Menschen beständig gespannt nach dem Himmel gerichtet waren und ängstlich von den ewigen Gestirnen eine Deutung des so rätselhaften Erdenlaufes erwartet wurde, spielte der Mond freilich eine noch viel gewichtigere Rolle im Leben jedes einzelnen und in den Schicksalen der Menschheit. Alle hervorragenden Ereignisse unseres Daseins, Geburt und Heirat, Krankheit und Tod, wurden mit dem magischen Leuchten des den Menschen so nahen und so besonders anziehenden Mondes in Zusammenhang gebracht. Das erstreckte sich bis auf Kleinigkeiten des täglichen Lebens. Hatte schon Plinius versichert, daß Tiere und Menschen beim Vollmond besonders munter und frisch sind, so war in den mittelalterlichen Kalendern ein ganzes System der häuslichen Hygiene auf den Wandlungen des Mondes aufgebaut. Schröpfen und Purgieren, die beiden Heilmittel gegen Melancholie, Schläffheit und böse Träume, durften nur angewendet werden, wenn der Mond im Zeichen des Stieres stand; wenn jemand ein Bad nehmen wollte, durch das der Körper gereinigt werden sollte, dann mußte er die Zeit abwarten, während der der Mond sich im Zeichen der Waage oder der Fische befand; nahm man aber ein Bad, um sich zu erfrischen, „wie das die schwachen und lungenkranken Leute tun“, so war der Moment der günstigste, wenn der Mond in einem der wasserreichen Zeichen, dem Krebs oder Skorpion, stand. Die Bezeichnung des „Mondsüchtigen“, die wir noch heute auf gewisse Krankheitserscheinungen bisweilen anwenden, rührt daher, daß man glaubte, von dem abnehmenden Mond enstrome eine geheimnisvolle Kraft auf die Erde, die Verwirrung und Wahnsinn in den Gehirnen hervorrufe. Das flimmernde, weich und geheimnisvoll die Dinge umhüllende Licht des Mondes, das den Sinn mit einer süßen Schwermut und traumhaften Dämmerung umfange hält, empfing durch diesen Aberglauben einen gefährlichen, die Seele vergiftenden Schein, vor dem man sich sorgsam hüten mußte. Ein höchst wichtiger Einfluß wurde auch dem Mond auf alle Teile der Landwirtschaft zugeschrieben. Das Fällen des Holzes, das Umfüllen des Weines und vieles andere hing von Gestalt und Stellung des Mondes ab. Der Landmann, der ja ebenso wie der Seefahrer stets die Augen zum Himmel erhebt, um von dem wechselnden Spiel seiner Erscheinungen die Erfüllung seiner Wünsche abzulesen, sah in dem Wechsel des Mondes einen gültigen Fingerzeig der Gottheit für das Gedeihen seiner Ernten. In einem Artikel des „Figaro“ teilt J. Loisel interessante Bemerkungen darüber mit. Virgil hat bereits in seinem Lehrgedicht über die Landwirtschaft „Georgika“ dem Mond einen wichtigen Einfluß für das Gedeihen der Früchte zugeschrieben. Vegetius sagt, daß die Bäume zwischen dem fünfzehnten und dreiundzwanzigsten Tage des Monats gefällt werden müßten, weil das Holz sich während dieser acht Tage am besten halte. Nur Holz, das während dieser Zeit gefällt ist, darf zum Bau der Schiffe und Häuser verwendet werden, wenn man nicht großen Schaden befürchten soll. In einer französischen „Anweisung zur Bestellung des Feldes“ aus dem Jahre 1670 findet sich eine bedeutame Stelle, die gegen diesen durch die Jahrhunderte hindurch stets festgehaltenen Aberglauben von der Wichtigkeit des Mondes für die Ernte auf eine ironische Weise Stellung nimmt: „Sät und pflanzt alle Arten von Korn und Früchten“, so heißt es da, „in allen beliebigen Phasen des Mondes; ich verspreche Euch einen stets gleichen Erfolg, wenn nur

Der Land gut ist und Ihr es sorgsam bestellt. Der erste Tag des Mondes ist dafür ebenso günstig wie der letzte und beide werden Eurer Ernte gleich wenig nützen oder schaden. Das kann jeder selbst erproben und mich dann als einen Betrüger verfluchen, wenn ich hier eine falsche und schlechte Lehre vortrage.“ Seitdem ist häufig auf die Nichtigkeit dieser uralten Bauernregeln hingewiesen worden, aber auch heute noch vernüpfen sich für den Landmann mit den Vorstellungen des jungen und alten Mondes gewisse günstige oder ungünstige Anzeichen; nur gehen die verschiedenen Ansichten sehr weit auseinander; von demselben Viertel des Mondes erwartet der eine die günstigsten Erfolge und fürchtet der andere das schlimmste Unheil. —

ba. Ein neuer See in Kalifornien. Bei den Arbeiten für Bewässerungsanlagen im südlichen Teil von Kalifornien ist gegen alle Berechnung und „so unter der Hand“, wie man zu sagen pflegt, ein neuer See entstanden. Man stelle sich nicht etwa eine große Ueberschwemmung vor, die man kaum überblicken kann, etwa von der Ausdehnung des Müggelsees bei Berlin. Aber vielleicht tut's der Bodensee da unten an der Schweizer Grenze, der doch seine 539 Quadratkilometer bedeckt? Nein, der neue kalifornische See, der noch nicht einmal einen Namen bekommen hat, ist beinahe neunmal so groß als der Bodensee. Man wollte den Koloradostrom, der zu Zeiten sehr wasserreich ist, ein wenig anzapfen, um mit dem fruchtbringenden Raß die Heine und Felder zu beiriefeln. Nur fünfzig Fuß breit war die erste Lücke, durch die ein Kanal gefüllt werden sollte, der die Wasser weiter trug. Man hatte sich alles sehr klug ausgedacht und freute sich des schönen Planes, als es den Werklleitern ging wie dem „Zauberlehrling“, der die Wassergeister nicht zu händigen verstand. Die Hochwasser kamen, und der mächtige Strom machte die kleine Lücke zu einer gewaltigen Oeffnung, durch die er seine Fluten wälzte, aller Kontrolle und Hemmungen spottend. Früher flossen die Wasser in den Golf von Kalifornien, jetzt wandte sich ein Teil der Fluten durch das neue Tor in nordwestlicher Richtung nach einer etwas tief gelegenen und unbewohnbaren Wüste, die in einer Ausdehnung von 1800 englischen Quadratmeilen überschwemmt wurde. 60 Meilen (englische) lang und 30 Meilen breit ist der neue See, aber er besitzt nur eine durchschnittliche Tiefe von etwa 15 Fuß. Nennenswerten Schaden hat diese Ueberslutung nicht angerichtet; es wurde nur ein Salzwerk zerstört, das den Wüstenboden ausbeutete, und die Southern Pacific-Eisenbahn mußte auf einer kurzen Strecke ihre Gleise mehrerermaßen höher legen lassen, weil das Wasser die Bahnanlagen bedrohte. Dieser See hat sich vor Jahresfrist gebildet und bereits das Klima in der Umgegend nicht ungünstig beeinflusst. Mit voller Energie ist man nun an's Werk gegangen, den Kolorado wieder in sein altes Bett zu leiten, denn es besteht die Gefahr einer Ueberschwemmung für fruchtbare Gegenden mit zahlreicher Einwohnerschaft in der Nähe des neuen Sees. Es wird ein fester Damm errichtet, um den weiteren Zufluß zu verhindern. Immerhin ist es möglich, daß genügend Wasser durchsickert, um zu ersetzen, was der See durch die Verdunstung verliert, so daß er vielleicht bestehen bleibt.

Das Bewässerungssystem macht den Leuten in Kalifornien viel zu schaffen. Es regnet im Süden des Staates selbst im Winter oftmals nicht viel, und man braucht Wasser, viel Wasser, um das Land fruchtbar zu machen. In den letzten Jahren hat man in der künstlichen Bewässerung außerordentliche Fortschritte gemacht; dabei kommen auch Fehler und Irrtümer vor, allerdings selten von solchen Folgen, daß eine Wüste in einen See verwandelt wird. Es gibt in Kalifornien, das so viel und mit Recht wegen seiner Fruchtbarkeit gerühmt und gepriesen wird, noch unglaublich große wüste Strecken Landes. Wer als Fremder mit der Eisenbahn zur Sommerzeit durch Kalifornien fährt, ist gewöhnlich erstaunt, daß er verhältnismäßig so wenig von der Fruchtbarkeit und so ungenehm viel von der Wüsten- und Oede von „Amerikas Obstgarten“ erblickt. Soweit sein Auge schaut, Stunde um Stunde, trotz rasender Schnelligkeit des Wagnzuges: immer Wüste, grau und braun und gelb und fahl, je mehr er nach Süden kommt. Und Kalifornien ist groß, beinahe so groß wie Deutschland. Wo aber Wasser rauschen, erschließt sich dem Blick ein Obst- und Blumen-garten in reichster Fülle und herrlichster Pracht. Nach Wasser dürftet der Boden überall im Süden des Staates. Darum ist der neue See keine unangenehme Ueberraschung, wenn er sich auf die überslutete Wüste beschränkt. —

Literarisches.

ok. Leonid Andrejew: Der Gouverneur. Uebersetzung von August Scholz. (Verlin. Bühnen- und Buchverlag russischer Autoren J. Ladyschnikow.) Mit Nikolaus Gogol hebt für die russische Literatur der Realismus an. Er beherrscht diese also schon eine Generation vor dem Realismus in Frankreich. Als Protest wie hier hatte er in Rußland keine Mission zu erfüllen. Die russische Kunst war gezwungen worden, alle Gesellschaftsklassen realistisch zu umfassen, alle realistisch darzustellen. Der russische Realismus konnte ebenso auf Uebertreibung wie Extreme verzichten, die das Kennzeichen der realistischen Kunst in Frankreich und Deutschland bilden. Er unterscheidet sich denn auch von dieser ganz erheblich: er verliert nichts von seiner unerbittlichen Lebenswahrheit und Schärfe, trotzdem oder gerade weil er vollkommen in den Dienst einer höheren, einer sozial-ethischen Idee

gestellt wurde. Diese Linie läßt sich über Dostojewski, Tolstoi, Maxim Gorki, Tschchow bis auf Leonid Andrejew verfolgen. Alle verbindet der gleiche revolutionäre Geist des modernen Sozialismus. Er ist ihr Amulett; sie glauben inbrünstig an seine heilige erlösende Kraft; und dieser Glaube durchzieht ihr Schrifttum mit suggestiver Gewalt. Angefächts so unerbittlich naturalistischer Daseinserschimmungen, wie sie dort zutage treten, fragt sich der Leser immer wieder, woher die reine künstlerische Wirkung komme, die von jenen Rassenwerken ausgeht. Sie ist da, weil der Schriftsteller vom Glauben an die hohe siegende Idee so ganz durchdrungen ist, und sie gibt allem, was er schafft, die dichterische Weihe.

Man liest die Geschichte von dem Gouverneur in einem Atemzuge. Die revolutionäre Gärung im Russenvolk bildet darin den roten Faden. Jemandwo in einer Fabrikstadt ist ein Arbeiterstreik ausgebrochen. Es herrscht Hungersnot; die Streikenden geben aber nicht nach. Der von Petersburg entsandte neue Gouverneur sucht die unzufriedenen Elemente zu beschwichtigen und zur Wiederaufnahme der Arbeit zu bewegen. Er versteigt sich zu einer Drohung. Das schlägt dem Faß den Boden aus. Man wird handgreiflich, wirft die Fenster ein. Da winkt er dem Truppenführer mit dem Taschentuch. Einige Salven krachen: 47 Tote bleiben am Plage. Als der Gouverneur hernach Revue über die Leichen hält, die man Säulter an Säulter nebeneinander gelegt hat, da fühlt er, daß etwas Ungeheures geschehen, das nicht mehr gut zu machen ist, da begreift er, daß man ihn töten wird. Dieser Gedanke sitzt nun fest hinter seiner Stirn. Was er auch tut und denkt: „immer wieder stellt sich als Anfang und Ende aller Dinge zwischen ihn und die Welt das unbeweglich starre steinerne Bild: das Schwerten des weißen Taschentuches, die Gewehralben, das Blut.“ Er wird getötet werden, so oder so, davor wird ihn kein Kosakenregiment schützen können. Dies Todesbewußtsein trägt ihn nicht. Schon am anderen Morgen nach dem Massaker spricht die ganze Stadt davon, daß man an dem Gouverneur Rache nehmen werde. Diese Stimme der Vergeltung ist unkontrollierbar, aber sie lebt und schwirrt geheimnisvoll durch die Menge. Sie bildet das Schicksal, das über dem Menschen schwebt. Der Gouverneur vermag ihn nicht zu entrinnen. Längeren Urlaub nehmen? Verzehung fordern? Es würde nichts nützen. Und wenn auch. Es bannet ihn, hier zu verbleiben. Er ergibt sich in sein Schicksal. Der Tod? Bah, den fürchtet er nicht. Eines Tages wird ihn — er weiß das und rechnet damit — eine Revolverkugel treffen. So lebt er dahin. Wenigstens will er jetzt alle auerzogene Sitte und Konvention zum Teufel schicken und bis zu dem ihm drohenden Tode er selber sein. Wie dann gelegentlich seiner Morgenpromenade plötzlich über einen großen freien Platz zwei Individuen auf ihn zulaufen, weiß er: jetzt kommt das Ende. Einer hält ihm eine Bittschrift hin. Der Gouverneur nimmt wohl den Brief, aber liest ihn nicht. Er sieht, wie der Bittsteller die rechte Hand in der Hosentasche hält. Ha, der Revolver! Der Gouverneur macht gar keinen Versuch, sich zu flüchten. Er fand seinen Tod durch drei aufeinanderfolgende Schüsse, die in ein einziges zusammenhängendes lautes Knattern verschmolzen.

Dieser meisterhaften Erzählung hat Andrejew eine Stizze aus der Zeit der großen Revolution beigegeben: „So towar's“. Es ist die grandiose Aufrollung der russischen Freiheitsbewegung; eine unheimliche Vision von der Zukunft Rußlands in dem Augenblicke, wo sich das Volk seiner Tyrannen entledigt und an Stelle des gestürzten Thrones die Republik setzt. Jetzt sind alle diese Menschen frei. Frei der Sterbende, frei das Kind im Mutterleibe, frei der Lebende. Gestürzt ist die geheimnisvolle Macht des einen, der Jahrtausende hindurch Millionen in Fesseln hielt, zusammengebrochen sind die schwarzen Balken des Gefängnisses — und heller Himmel über den Häuptern. „Freiheit!“ flüstert jemand leise und zärtlich über den Namen der Geliebten. „Freiheit!“ ruft ein anderer, in unermessener Freude leuchtend, außer sich, ganz Schwung und Begeisterung. „Freiheit!“ klist das Eisen. „Freiheit!“ singen die Saiten. „Freiheit!“ bröhnt der vielstimmige Ozean.“ . . . —

Sinnoristisches.

— Ganz einfach. Der Kleine Karl ist zugegen, als sein Vater der Mutter erzählt, daß ein befreundetes Ehepaar sich scheiden lassen wolle; da fragt er voll Witzbegier: „Vater, was ist denn das, „sich scheiden lassen“?“

Vater: „Je nun — sie wollen nicht mehr beisammen bleiben, sie mögen sich nicht leiden.“

Karl: „Aber weshalb denn nicht —?“

Vater (in einiger Verlegenheit): „Ja aber, sieh mal — sie versprechen sich nicht mehr.“

Karl: Sie verstehen sich nicht mehr? Ja — dann müssen sie eben lauter sprechen! —

— Bilanz. Kaufmann: „Merkwürdig! Die Ware bezahlen wir nicht, die Riete bezahlen wir nicht, die Annoncen bezahlen wir nicht und übrig bleibt doch nichts!“ —

— Die Sedanafeier. Serenissimus liest in einer alten Urkunde vom Jahre 1758. Die Urkunde beginnt: In der Sitzung vom 2. September 1756 . . . „Rindermann“, meint er plötzlich, „die Leute müssen damals aber fleißig gewesen sein, so gar am Sedanstage haben sie gearbeitet.“ —

(Luftige Blätter.)